Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **21 (1939)**

Heft 6

PDF erstellt am: **30.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Bern

Winterthur, 10. Februar 1939. Erscheint jeden Freitag 21. Jahrgang Nr. 6

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Winterthur

Inseraten-Annahme: August Fitze A.-G., Stockerstraße 64, Zürich 2, Telephon 72975. Postcheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur A.-G., Telephon 22252. Postcheck-Konto VIII b 58

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 13.50. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Insertionspreis: Die einspaltige 8mm pareillezeile oder auch deren Raum 30 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 90 Rp., Ausland Fr. 1.50 / Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

Wir lesen heute:

In den Ruhestand
Was sagt die Leserin
Unsere Zeit und der Intellektualismus
Frau Dr. Mina Weber†

Wochenchronik

Inland.

Unser Parlament ist mit seinen Arbeiten letzte Woche programmgemäß zu Ende gekommen. Hervorgehoben aus seinen Schlußarbeiten sei einmal im **Nationalrat** die Ablehnung der Amnestie für die Spanienfreiwilligen mit 93 gegen 71 Stimmen. Sodann eine Motion Duttweiler betreffend weitere Verstärkung der Landesverteidigung (Flugwaffe, Bodenabwehr etc.) mittelst Erhebung eines Wehropfers von mindestens 1 Prozent vom Vermögen. Die Motion wurde indessen mit 65 gegen 53 Stimmen abgelehnt. Bei der Vorlage über die Förderung des Ackerbaues kam der Rat — angesichts der Erwahrung der Abstimmung über das Dringlichkeitsgesetz — nochmals auf die bereits angenommene Dringlichkeitsklausel zurück, da diese nach der neuen Gesetz die erforderliche Stimmenzahl nicht erreicht hatte. Die Klausel wurde demzufolge fallen gelassen und die Vorlage als nicht allgemeinverbindlicher Bundesbeschluß sofort in Kraft gesetzt. Bekanntlich haben die bundesrätlichen Maßnahmen gegen staatsgefährliche Umtriebe in der welschen Schweiz eine ziemliche Opposition erweckt. Rochat (Waadt) machte sich zu ihrem Sprecher. Bundesrat Baumann gab jedoch beruhigende Auskunft. Der Bundesbeschluß soll übrigens einer nochmaligen Ueberprüfung unterzogen werden mit Berücksichtigung der Erfahrungen aus der Praxis. Anläßlich einer Motion betreffend Errichtung einer Anstalt für systematische Erforschung der Maul- und Klauenseuche richtete Bundesrat Obrecht heftige Anklagen gegen die Berner Bauern wegen Indisziplin und Mißbrauch. Ihr Verhalten wäre derart skandalös, daß der Bund sich genötigt sah, dem Kanton Bern die Bundessubvention für die Seuchenschäden zu sperren. — Auf die Revision der Wirtschaftsartikel, die der **Ständerat** zu Ende beriet und **angenommen hat**, und wo die Debatte hauptsächlich um die „Abweichungen von dem Grundsatz der Handels- und Gewerbefreiheit", um die „Allgemeinverbindlichkeit von Verbandsbeschlüssen" u. um „Preisabreden" ging, welch letztere jedoch schließlich gestrichen wurden, näher einzugehen, fehlt uns leider der Raum.

Außerhalb des Parlaments sind sodann von besonderm Interesse die eben erfolgten **Erklärungen** von Bundesrat **Motta** an die Bundesstadtkorrespondenten der Schweizerpresse über die durch die Umdeutungen unseres **Neutralitätsbegriffes** seitens deutscher parteioffiziöser Zeitungen veranlaßten **Besprechungen** unseres Berliner Gesandten Dr. **Frölicher** mit dem **deutschen auswärtigen Amt.** Die Frage der Anerkennung der schweizerischen Neutralität, sagte Bundesrat Motta, stand nie und nimmer in Diskussion. Beide Seiten seien sich darüber einig, daß einzig Regierungserklärungen maßgebend seien und Auslassungen der Presse niemals solchen gleichgestellt werden können. Die Neutralität sei ausschließlich ein völkerrechtlicher Begriff, der nur den Staat angehe und der Bundesrat habe nie etwas anderes gelten lassen. Rein theoretisch sei der Bürger dem Ausland gegenüber absolut frei, doch dürfe er die staatliche Neutralität natürlich nicht durchkreuzen und selbstverständlich habe er auch gewisse Pflichten der Disziplin. Deutschland habe das Recht der Schweizerpresse zur freien Kritik nie in Frage gestellt, es finde nur, daß gewisse Zeitungen nicht kritisieren, sondern offen hetzen. Die Pressekommission habe sich mit der Haltung verschiedener Blätter befaßt und der Bundesrat werde gestützt auf ihr Gutachten demnächst bestimmte Beschlüsse fassen.

Ausland.

Die in unserm letzten Bericht eben noch kurz erwähnte **Erklärung Roosevelts** hat gewaltiges Aufsehen erregt. Der genaue Wortlaut ist zwar umstritten, aber ein vielsagender Beweis, wie hoch die Erklärung eingeschätzt wird, ist der tiefe Eindruck, den sie in England und Frankreich gemacht und die scharfe Ablehnung, die sie in Italien und Deutschland gefunden hat. „Kriegshetzer", „Judendiener", „Vorkämpfer des Bolschewismus", „unerhörte Herausforderung" sind nur einige der Titel, mit denen Roosevelt in den totalitären Staaten bedacht wurde.

Mussolinis auf letzten Samstag erwartete **„Brandrede"** ist vorläufig ausgeblieben, und die „Aspirationen" sind von ihm noch nicht öffentlich angemeldet — dies vielleicht bereits eine Folge der Roosevelt'schen Erklärungen. Der große Faschistenrat hat zwar stattgefunden und Mussolini hat vor ihm die auswärtige Lage besprochen, aber seine Rede wurde nur in einem kurzen und vagen Auszug veröffentlicht. Immerhin hat die etwas dunkle Andeutung, daß die italienischen Truppen sich erst nach dem vollständigen militärischen und politischen Sieg Franco's aus Spanien zurückziehen würden, sowohl in Paris wie in London neue Besorgnis erweckt, die durch nicht verstummen wollende Gerüchte über deutsche und italienische Truppeneinberufungen nicht vermindert werden.

Unterdessen hat sich an der spanisch-französischen Grenze ein unsägliches **Flüchtlingselend** zusammengeballt. Franco hat die katalonischen Volksfronttruppen immer weiter bis an die französische Grenze zurückgedrängt und schließlich zum **Ueberritt** auf französisches Gebiet genötigt. Frankreich gewährt den besiegten Truppen zwar bereitwillig Aufnahme, aber nur unter der Bedingung vollständiger Entwaffnung und Internierung. Den Truppen voran ergoß sich ein unermeßlicher Strom von Flüchtlingen über die Grenze. Und nun haben auch die Mitglieder der spanischen Volksfrontregierung, der Präsident Azana, Ministerpräsident Negrin, del Vayo usw. als Flüchtlinge sich in Frankreich eingefunden. Ob Madrid unter General Miaja den Widerstand nun allein weiterführen wird, ist noch nicht entschieden. Jedenfalls aber bemühen sich England und Frankreich intensiv um die Herbeiführung eines Waffenstillstandes und die Sicherung eines endgültigen Friedens.

Um Italien angesichts der zugespitzten Situation nun nochmals vor unüberlegten Schritten zu warnen, hat **Chamberlain** letzten Montag im Unterhaus nochmals eine so unumwundene **Bestätigung** der **englisch-französischen Solidarität** und der **unbedingten militärischen Zusammenarbeit** im Falle eines Angriffs auf lebenswichtige Interessen des einen oder andern Landes abgegeben, wie dies dieser vorsichtige Staatsmann in dieser Unbedingtheit und Klarheit noch nie getan hat. Und **Bonnet** hat die außenpolitische Debatte des Senats (wie kürzlich in der Kammer) benützt, um noch einmal der französischen Friedensliebe, aber auch der unbedingten Entschlossenheit Ausdruck zu geben, nichts hinzunehmen, was gegen Frankreichs Interessen gehe, und keinen Zoll breit Boden abzutreten.

In London wurde letzten Dienstag durch Chamberlain die große **Konferenz** zur Lösung der **palästinensischen Frage** eröffnet. Sie tagt zwar angesichts der großen Gegensätzlichkeiten in zwei gesonderten Teilen, einerseits die Juden, andererseits die Araber, unter denen nicht nur die Araber Palästinas, sondern auch des Irak, des Jemen, Saudis und Aegyptens vertreten sind.

In **Jugoslawien** ist um innerer Schwierigkeiten — der kroatischen Frage — willen das Kabinett Stojadinowitsch zurückgetreten, was im Ausland namentlich im Hinblick auf Jugoslawiens künftige Außenpolitik erhebliches Aufsehen verursachte.

Moskau hat mit **Ungarn** wegen dessen Beitritt zum Antikominternpakt die diplomatischen Beziehungen abgebrochen.

Erleichterungen für kinderreiche Familien

Im Bestreben, die Bevölkerungszahlen allenthalben zu steigern — man könnte meinen, es gelte einen „Raum ohne Volk" zu füllen und doch ist es ja Tatsache, daß die übervölkerten Länder am lautesten nach größeren Geburtenzahlen rufen! — lesen wir viel vom Ehestandsdarlehen, Prämierungen für Mütter großer Familien, Steuerverlasse u. a. m. Und leicht könnten wir hierzulande meinen, es seien nur im Ausland und nicht auch bei uns materielle

Entlastungen

für große Familien vorgesehen.

Die folgenden Artikel zeigen, daß und wie in aller Stille und zum Teil seit langem schon solche Entlastungen, wenn auch zum Teil in ganz anderer Form, bei uns vorgesehen sind. Wir entnehmen die Zusammenstellungen einem Berichte von Dr. Emma Steiger über „Das Kind in seinen Beziehungen zu den öffentlichen Geldern, den Steuern und den Sozialversicherungen".* Ohne Anspruch auf Vollständigkeit zu machen, zeigen diese Meldungen viele unserer Einrichtungen, die, als Ganzes gesehen, erheblich dazu beitragen, daß in einer Familie, deren Mittel gering, deren Voraussetzungen für Gesundheit und Charakterart aber günstig sind, eine größere Kinderschar gedeihen kann.

* Aus „Bulletin der Internationalen Vereinigung für Kinderschutz", Genf, Nr. 154, S. 461.

I.

Erhöhung der Familieneinnahmen durch öffentliche Zulagen.

Allgemeine Kinderzulagen aus öffentlichen Mitteln gewähren nur die Gemeinden Genf und Cavouge, und zwar an Familien mit mindestens drei Kindern, deren Einkommen in Genf pro Ehegatte Fr. 60.— und pro Kind Fr. 50.— monatlich nicht übersteigt. Die Zulage beträgt für das dritte Kind Fr. 10.— und für die weiteren Kinder je Fr. 20.— monatlich und wird nur Genfern und Schweizern aus andern Kantonen, die seit fünf Jahren in Genf niedergelassen sind, ausgerichtet. Die Gemeinde Genf hat 1937 für diese Zulagen Fr. 52,000 aufgewendet.

Als Arbeitgeber ihres Personals gewähren verschiedene öffentliche Körperschaften Kinderzulagen. Vor allem zahlt der Bund all seinen Beamten, Angestellten und Arbeitern zum Lohn eine Kinderzulage von Fr. 10.— pro Monat für jedes nicht erwerbende Kind unter 18 Jahren. Die Kantone kennen die direkten Kinderzulagen noch nicht, aber die meisten von ihnen berücksichtigen die Familienlasten ihres Personals wenigstens bei dem während der Wirtschaftskrise vorgenommenen Lohnabbau. In vereinzelten Gemeinden bestehen, abgesehen von der Berücksichtigung der Familien beim Lohnabbau, direkte Familienzulagen für das festangestellte Personal. So zahlt z. B. die Stadt Luzern ihren Beamten und Angestellten Haushaltungszulagen von 100 Franken jährlich, die sich bei einem Kind unter 18 Jahren auf Fr. 250.—, bei zwei auf Fr. 350.— und bei jedem weitern Kind um weitere Fr. 50.— bis auf maximum Fr. 500.— erhöhen. In Le Locle steigen auch die Familienzulagen nach Dienstjahren oder Ehejahren des schon verheiratet in den Dienst der Gemeinde eintretenden Personals, und zwar die Haushaltungszulage von Fr. 40.— bis auf Fr. 480.— und die Zulage pro Kind unter 18 Jahren, das noch nicht selbst verdient, von Fr. 10.— auf Fr. 120.— im Jahre. Die maximale Zulage von Fr. 1200.— jährlich erreicht ein Beamter mit sechs von ihm erhaltenen Kindern unter 18 Jahren und mindestens 14 Dienstjahren.

Der Kanton Basel-Stadt zahlt

Wohnungszulagen

in der Höhe von 10—30 Prozent an die Wohnungsauslagen der Familien mit vier und mehr Kindern, die nach Abzug von Fr. 500.— pro Kind ein Einkommen bis zu Fr. 4500.— haben. 1936 wurden auf Grund des betreffenden Gesetzes für 496 Familien mit 2355 minderjährigen Kindern Fr. 117,059 aufgewendet.

Eine typisch schweizerische Einrichtung ist die

Unentgeltliche Geburtshilfe,

nicht zu verwechseln mit der unten behandelten Wöchnerinnenversicherung. Sie wurde von zahlreichen Gemeinden eingeführt und wird von den Kantonen Solothurn und Thurgau unterstützt. Sie ist wichtig vor allem da, wo die Krankenversicherung nicht obligatorisch ist. In ihrer ursprünglichen Form besteht sie darin, daß jeder in der Gemeinde niedergelassenen Wöchnerin, ganz unabhängig von ihrer wirtschaftlichen Lage, die Kosten der Hebamme, vereinzelt auch weitere Geburtskosten, aus Gemeindemitteln (nicht Armenmitteln) bezahlt werden, ebenso wie in einer großen Anzahl von Kantonen jeder Einwohner auf Kosten der Gemeinde bestattet wird. In der Wirtschaftskrise hat allerdings die Zahl derjenigen Gemeinden, welche die Leistungen der Unentgeltlichen Geburtshilfe durch Festsetzung eines Maximaleinkommens oder durch die Vorschrift einer ausdrücklichen Gesuchstellung auf die minderbemittelte Bevölkerung beschränken, gegenüber denjenigen mit der rein demokratischen Form der Leistung an Alle zugenommen.

Bei der Erziehung und der Jugendhilfe erfolgt die öffentliche Leistung meist ohne direkte Beiträge an die Eltern. Immerhin werden solche in Form von

Stipendien

für den Besuch höherer Schulen oder die Ermöglichung beruflicher Ausbildung in reichlichem Maße gewährt. Die öffentlichen Stipendien werden nicht nur aus den jährlichen, z. T. gesetzlich festgelegten Krediten, sondern auch aus zahlreichen, durch keine Inflation zerstörten Fonds geschöpft und in vielen Fällen durch Zuschüsse aus gemeinnützigen Mitteln ergänzt. Einige Beispiele mögen ihre Bedeutung zeigen. Der Kanton Appenzell A.-Rh. mit seinen kaum 48,000 Einwohnern leistete im letzten Jahr trotz wirtschaftlicher Notlage Berufslehrstipendien im Betrage von Fr. 16,454.—, wozu noch Gemeindestipendien in der Höhe von Fr. 14,416.— kamen. Der Kanton Basel-Stadt zahlte 1936 187 Studenten und Schülern höherer Lehranstalten aus

Wir sollen geben und nehmen lernen und beides unbeschwert, das heißt in der Liebe.

Gotthelf.

Gebet

Herr, jeder Laut, der auf den Lippen steht,
Und jeder Atemzug ruft deinen Namen,
Und unser ganzes Sein ist ein Gebet,
Und jeder Hauch ein Amen.
Wenn nachts die Stunden dunkel sind und leer,
Und alle Seufzer laut und klingend werden,
Dann zieh'n Gebete tausendfach daher,
Verirrte arme Herden.
Und tragen schwere Not und flehen, daß
Für unsere Kinder neues Land erstehe,
Um ihre Seelen, unverletzt von Haß
Und Angst und Knechtschaft, Gottes Odem wehe.

M. P.-U.

Wirklichkeit und Idee in Heinrich von Kleists Frauenerleben

Seit Kleists beispiellos zielstrebigem Schaffen und tragischem Lebenskampf, seit seinem erschütternd frühen freiwilligen Tod kreisen die Fragen unermüdlich um die Gestalt dieses genialen Dichters, dieses glücksverkürzten Menschen. Keinem Kleistverehrer entgeht dabei die eigenartige Rolle, die in dieses Dichters Leben und Werk die Frauen spielen. Diesem Problem ging eine junge begabte Bündnerin, Clara Kuoni, in ihrer Dissertation nach, die reich erweitert als 29. Band der Sammlung „Wege zur Dichtung" (Hg. von E. Ermatinger) erschien.

Es lohnt sich, diese ernste Studie zu lesen, denn eine starke Einfühlungskraft, eine schöne Klarheit und gediegene Schlichtheit zeichnen diese Arbeit aus.

Es war zu erklären, warum Kleists Erleben der Frau als Braut, Schwester und Freundin, so wenig direkten Niederschlag findet im Werk. Clara Kuoni zeigt, wie Kleists Vorstellung von der Frau eine edle aber leere Schablone war. Viel zu beschäftigt und geplagt war der Dichter mit sich und seinen Problemen, als daß er freien Blick sich hätte wahren können für die nüancenreichen weiblichen Individualitäten der Wirklichkeit. Nie im Leben begegnete er der Frau, die er so glutvoll hätte lieben können, wie er die Heldinnen seiner Dramen und Novellen lieben und geliebt werden läßt.

Für den jungen Dichter, der dem Rationalismus verfallen war, nahm der Mann kraft seiner ausgeprägten Vernunftbegabung eine höhere Stellung ein als die Frau. Die Aufgabe der Frau schien Kleist im Gegensatz zu der des Mannes als Gattin und Mutter klar vorgezeichnet. Später erscheint es ihm, dem ruhelos Umhergetriebenen, Erfolglosen, höchste Gnade zu bedeuten, daß die Frau bloß gradlinig dem Gesetz zu folgen braucht, das die Natur ihr eingepflanzt, um zum reinsten Glück zu gelangen. Kleist glaubte auch, daß die klar umrissene beschränkte Bestimmung der Frau es leicht mache, eigene Vorteile hintanzusetzen und uneigennützig zu leben. Die Frau verwirklicht in Kleists Augen die ungespaltene Einheit mit dem göttlichen Willen. Er beneidete die Frau um diese unwandelbare aber auch unwillkürliche Treue zum Ich: „Immer ruht ihr Innerstes unbeirrbar in sich selbst." Des Mannes Sinn für das Absolute ist durch seine stärkere Gebundenheit an die Welt abgestumpft. Wie im Volksmärchen kann durch die reine Seele einer Frau — weil sie Offenbarung des göttlichen Willens ist, — der Mann von seiner Verstrickung und Erdgebundenheit erlöst werden. Wie im Volksmärchen sind es bei Kleist gerne Kindergestalten im Alter von 13 und 15 Jahren, die in unbedingter Hingabe und Opferfreudigkeit das Werk der Erlösung auf sich nehmen.

Die unerschütterliche Einheit des Gefühls im Frauenherzen hat Kleist am schönsten gezeigt und verherrlicht in Alkmene im Amphitryon. In dieser unvergeßlichen Frauengestalt sehen wir Kleists Ideal der liebenden Gattin. Käthchen von Heilbronn, die in schlafwandlerischer Sicherheit den Ritter sucht und findet, ist für Kleist die ideale Braut. Es ist die Tragik im Leben Kleists, daß keine Frau in seine innerste Seele eindringen konnte, wie Käthchen, Alkmene, Penthasilea dem geliebten Manne verbunden waren. So suchen wir umsonst nach den Fleisch und Blut gewesenen Vorbildern dieser Heldinnen seiner Werke. Seine Frauengestalten sind für ihn Symbole.

Mit erstaunlich reifer Psychologie umreißt Clara Kuoni Kleists Erleben mit seiner Braut Wilhelmine von Zenge, mit seiner ihm in vielem so ähnlichen Schwester Ulrike, mit seiner geistreichen Cousine Marie von Kleist und mit der ihm sehr unähnlichen Todesgefährtin Henriette Vogel.

Klar wie ein Schulbeispiel zeigte Kleists Verlobung mit der sanften Nachbarstochter Wilhelmine von Zenge, daß ihn keine ausgeprägte weibliche Persönlichkeit anzieht, sondern daß es ihm nach einem gefügigen Stoff verlangte, den er formen kann nach seinem ernsten Bildungsbestreben; die Mutter seiner Kinder muß das Ihre beisteuern zur Höherentwicklung der Menschheit. Trotzdem der Mann ihrer Träume ganz anders aussah und sie das in ihrer grausamen Ahnungslosigkeit ihm auch gestand, verlobt sich Wilhelmine mit Kleist. Das bescheidene, unbedeutende Mädchen hat Kleists feurigem Drängen keinen eigenen Willen entgegenzusetzen. Diese Verlobung ist ein folgenschwerer Beweis für seine Leidenschaft, die Welt zu zwingen, so zu sein, wie er sie haben wollte. — Keine Gelegenheit, die Braut zu bilden, läßt er sich entgehen; erklärend, vorlesend, ihre Aufsätze, ihre Auszüge der Lektüre korrigierend, wollte er sie zur Erkenntnis der Wahrheit heranführen. Verlangen nach höherer Bildung entsprach dem Bedürfnis und dem Geist der Zeit, so nahm die Braut die Erziehungsbemühungen des Dichters keineswegs übel. Sie erwartete vom Bräutigam nur, daß er sich dem Leben gewachsen zeige. Aber da erschütterte die Lektüre Kants den Jüngling bis ins Tiefste. Die Unmöglichkeit, das Wahre schlackenlos rein zu schauen, das Ewige zu erkennen, und die Unfähigkeit, selbst Unvergängliches zu schaffen, legte sich als untragbar schwere Last auf Kleists Seele. Eine ländlich bescheidene Idylle, ein freies Dahinleben, in rein naturhaften Verhältnissen allein schien in diesen Zeit des Zusammenbruchs seinem gequälten Geist Ruhe geben zu können.

Wilhelmine hielt seine Flucht aus konventionellem Leben und Amt als Schwäche, auch glaubte sie sich ungeeignet für bäuerliche Arbeit und sprach sich zu seiner fassungslosen Enttäuschung von ihm los. Er hatte sie herrisch erobert; aber Liebe ist freiwillige Gabe! Und ihre Seele hatte die seine nie gefunden.

Wilhelminens Leben verlief später heiter, behaglich und gesichert als Gattin von Kants Nachfolger auf dem Lehrstuhl für Philosophie in Königsberg. Welch Schicksal: Kants Kritik der reinen Vernunft hatte den Bräutigam zerbrochen; der beschränkte Gatte Wilhelm Krug saß ahnungslos aber umso behaglicher auf Kants Lehrkanzel! Adler und Taube sahen sich wieder, ohne jede Bitterkeit, als Kleist sich ausgerechnet in Königsberg auf ein Staatsverwaltungsamt vorbereiten mußte. Kleist hatte in Wilhelmine eine Idee geliebt: „das Phantom des eigenen Geistes." — Auch die Schwester Ulrike versuchte der Dichter zu dem umzumodeln, was ihm als ideale Weiblichkeit vorschwebte. Sie glich ihm in ihrer Freude am Handeln, in ihrer geistigen Stärke und Unabhängigkeit. Aehnlich war die herzhafte Frau ihm auch in ihrer leidenschaftlichen Liebe zur Freiheit. An praktischer Lebenstüchtigkeit überragte die Halbschwester den Bruder um vieles. Der freundschaftliche Gedankenaustausch wurde beiden unentbehrlich: „Wärst du ein Mann oder nicht meine Schwester, ich würde stolz sein, das Schicksal meines ganzen Lebens an das Deinige zu knüpfen." Er stand nicht an zu bekennen, daß ihr Umgang ihm lehrreich und bil-

dem staatlichen Stipendienkredit Stipendien in der Höhe von Fr. 44,825.—, wozu noch 10,025 Franken aus öffentlichen Fonds kamen. An Lehrlinge und Lehrtöchter richtete er 32,975 Fr. an Stipendien aus. Der Kanton Zürich zahlte 1936 folgende Stipendiensummen: an Studenten 52,195 Franken, an Schüler der kantonalen Mittelschulen (Gymnasium, Lehrerseminar, Technikum) Fr. 59,515.—, an Lehrlinge und Lehrtöchter Fr. 122,177.— und an Teilerwerbsfähige, die meist in gemeinnützigen Werkstätten für eine Arbeit angelernt wurden, Fr. 20,000.— Der Kanton Zürich kennt auch die Einrichtung der Sekundarschüler-Stipendien, die tüchtigen bedürftigen Schülern zur Erleichterung des Besuches der 3., nicht obligatorischen Klasse ausgerichtet werden, trotzdem sowohl der Unterricht wie die Lehrmittel unentgeltlich sind. Er wendete dafür 1936 Fr. 16,215.-- auf, die von den Gemeinden, der Stadt Zürich, z. B. mit 10,890 Franken, ergänzt werden. An Lehrlinge und Lehrtöchter zahlte die Stadt Zürich Fr. 11,500.—. Reichliche Stipendien stehen überdies den in Zürich verbürgerten Kindern zur Verfügung. Sie erhielten aus verschiedenen Fonds Fr. 90,550.— für berufliche Ausbildung, Schulbesuch und Studium, Fr. 7500.— davon als Aussteuerbeitrag zur Erleichterung der Heirat. Auch die Töchterschule, welche den Mädchen eine höhere Schulbildung ermöglicht, gab Stipendien im Betrage von Fr. 5220.—. Die übrigen Gemeinden des Kantons Zürich zahlten aus laufenden Mitteln oder öffentlichen Fonds 1937 Berufslehrstipendien im Betrage von Fr. 45,358.— aus.

II.

Entlastung der Familien durch öffentliche Leistungen.

Ebenso wichtig wie direkte Zulagen an die Familien ist deren Entlastung durch öffentliche Leistungen für die Jugend.

Völlig unentgeltlich ist die öffentliche Primarschule, die von wenigen, meist in gesundheitlichen oder konfessionellen Gründen liegenden Ausnahmen abgesehen, von den Kindern aller Volksklassen besucht wird. Sämtliche Lehrmittel und Schulmaterialien werden allen Kindern von der Schule unentgeltlich zur Verfügung gestellt, so daß das Kind des Bankdirektors wie dasjenige des Handlangers ein neues oder ein gebrauchtes Buch bekommt, wie es sich gerade für diese Klasse trifft.

Mit dem 7., an manchen Orten dem 5. Schuljahr, gabelt sich die Volksschule in die mehr praktisch gerichtete obere Primarschule, und in die Sekundar- oder Realschule. An den meisten Orten ist auch der Besuch dieser Schule allgemein unentgeltlich, fast überall wenigstens für die Kinder, deren Eltern am Schulort niedergelassen sind. Auch die Lehrmittel werden an vielen Orten jedem Kinde unentgeltlich abgegeben. Es besuchen denn auch z. B. im Kanton Zürich in den Städten rund zwei Drittel und auf dem Lande rund die Hälfte der Kinder die Sekundarschule.

Die öffentlichen Aufwendungen für alle Schulstufen betrugen 1936 in der Schweiz

217,5 Millionen Franken

oder durchschnittlich Fr. 53.— auf jeden Einwohner. Davon wurden 100,6 Millionen von den Gemeinden und verwandten Körperschaften, 106,4 Millionen von den Kantonen und nur 9,98 Millionen vom Bund aufgebracht. Anschaulicher wie diese Zahlen zeigen die schönen Schulhäuser, die in Stadt und Land an den schönsten Plätzen stehen, daß der in manchen Dingen so sparsame Schweizer nicht knauserig ist, wenn es sich um Aufwendungen für die Jugend handelt.

Die öffentlichen Aufwendungen für die

Jugendhilfe

sind nur zum Teil, soweit diese von den Schulbehörden durchgeführt wird, in den obigen Zahlen inbegriffen. Das Schulfürsorgeamt Basel gab z. B. 1936 für Ernährung und Bekleidung bedürftiger Schulkinder und für Erholungsfürsorge und Ferienhilfe zusammen rund Fr. 300,000.— aus. Die Gesamtauslagen der zürcherischen Gemeinden für Kindergärten (Fr. 980,516.—), Ernährung und Bekleidung bedürftiger Schulkinder, Erholungsfürsorge, Jugendhorte und Versorgung anormaler bildungsfähiger Kinder in Familien und Anstalten beliefen sich im Jahre 1935 auf rund 2 Millionen Franken, woran der Kanton Beiträge im Betrage von insgesamt Fr. 352,303.-- zahlte. Dabei sind die öffentlichen Aufwendungen für städtische und in den Kantonen Bern und Zürich bestehende kantonale Jugendämter und manche andere Ausgaben für Jugendhilfe nicht genannt. In große Summen gehen vor allem auch die Aufwendungen der Gesundheits- und Armenbehörden, der ersteren besonders für die Tuberkulosebekämpfung. Es wurden 1936 allein vom Bund an 7 Sanatorien, 38 Praeventorien und Erholungsheime und 16 nur tagsüber geöffnete Anstalten für tuberkulosegefährdete Kinder mit einem Gesamtaufwand von 1,8 Millionen Franken Beiträge im Betrage von Fr. 129,796.— gezahlt.

Bei den Armenauslagen lassen sich diejenigen für die Kinder, die in ihren Familien leben, nicht ausscheiden.

Der Kanton Genf und die Stadt Zürich haben dafür gesorgt, daß Familien, in Zürich mit mindestens drei Kindern, deren Einkommen ein bestimmtes, nach der Kinderzahl abgestuftes Maximum nicht erreicht, ausreichend große verbilligte Wohnungen oder Einfamilienhäuschen zur Verfügung stehen. In Zürich wurde dies durch große einmalige Beiträge an eine Stiftung Wohnungsfürsorge für kinderreiche Familien und an Baugenossenschaften für Wohnungen an kinderreiche Familien erreicht, nur zum kleineren Teil durch von der Stadt selbst errichtete Wohnungen.

Fürsorge für arme Wöchnerinnen in alter Zeit*

Die große Sorgfalt, die man den Wöchnerinnen im Mittelalter angedeihen ließ, ist ein charakteristischer Zug der Fürsorge jener Zeit. Es gab kein Spital im Kanton Waadt, das sich nicht in ganz besonderer Weise ihrer angenommen hätte. Man kann also feststellen, daß besondere Maßnahmen zur Bevölkerungsvermehrung, nicht erstmals in unserer Zeit eine Rolle spielen. Schwangeren und Wöchnerinnen, die in Bedrängnis waren, wurde auf verschiedene Weise geholfen. Man nahm sie in den Spitälern auf, wo sie Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit waren, z. B. vermerkten solche Spitäler zu allen Zeiten besondere Ausgaben für Weißbrot und Wein für Wöchnerinnen. In gewissen Fällen, wenn die Frauen für die Niederkunft zu Hause bleiben wollten, kam das Spital ihnen mittels einer kleinen, finanziellen Unterstützung entgegen. So wurde z. B. einer Frau, die ein Kind erwartete, „pro amore Dei" fünf Sols zugebilligt. Gewöhnlich gab man einer Wöchnerin für „neccecitatibus et expensis suis" (notwendigen Sachen und Ausgaben) vier Sols und 5 deniers. In andern Fällen übernahm das Spital die Kosten der Hebamme.

Die ledigen Mütter wurden wie alle andern Frauen im Spital aufgenommen. Diese Abteilungen waren aber nur für arme Frauen errichtet worden. In Vevey jedoch scheint es, daß auch besser situierte Frauen gegen eine kleine Pension im Spital du Vieux Mazel aufgenommen wurden. Ob es schon seit Beginn des Mittelalters beruflich ausgebildete Hebammen gab, ist nicht klar erwiesen. Rechnungen aus dem Jahre 1394 sprechen einmal von einer Frau, der man eine Entschädigung gab, weil sie eine Wöchnerin entbunden hatte. Zu Beginn des 16. Jahrhundert jedoch kann ein wichtiger Fortschritt konstatiert werden. Im Jahre 1538 gab es in Lausanne nicht nur 6 Hebammen, sondern verschiedene unter ihnen bezogen sogar eine regelmäßige jährliche Entschädigung von der Stadt. Wahrscheinlich war ihnen die Sorge um die armen Wöchnerinnen übertragen.

* In der Annahme, daß diese Angaben auch Leserinnen außerhalb des Schwesternkreises interessieren werden, entnahmen wir diesen Abschnitt den „Nachrichten aus der Schule und ihrem Schwesternkreis, Schweiz. Pflegerinnenschule Zürich". Er stammt aus einer Arbeit von Alice Briod: L'Assistance des pauvres dans le Pays de Vaud au commencement du Moyen-Age à la fin du XVIe siècle.

In den Ruhestand

Am 1. Februar hat eine treue Freundin des „Schweizer Frauenblattes" und der Sache der Frauen in aller Stille einen für ihr Leben bedeutsamen Schritt vollzogen: nach 37jähriger Tätigkeit in ein und derselben Firma ist Frau Lina Ficker-Eggmann (Basel) in den Ruhestand getreten.

Als junges Mädchen hatte sie in der Buchdruckerei Reinhardt in Basel ihre Berufsarbeit begonnen. Durch ihre Intelligenz und Tüchtigkeit, durch ihre nie versagende Zuverlässigkeit gewann sie das Vertrauen der Geschäftsleitung. Als diese ihr vor einigen Jahren die Prokura erteilte, da empfanden diejenigen, die Frau Ficker nahestanden, dies als Selbstverständlichkeit; selten ist wohl einer Frau diese Anerkennung mit größerm Recht zugekommen.

Wenn wir im Frauenblatt Frau Ficker unsere herzlichsten Wünsche in den Ruhestand mitgeben, so denken wir dabei nicht nur an die Frau, die durch ihre Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit der Frauenberufsarbeit zur Ehre gereicht, unsere Wünsche gelten vor allem der Mitarbeiterin, die in und außer ihrer Berufssphäre die Sache der Frauen nach Kräften förderte.

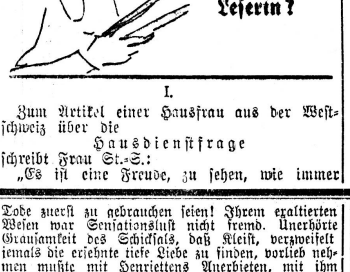
In ihrer Berufssphäre: wie trefflich hat sie uns doch immer beigestanden, wenn wir ihren fachmännischen Rat beim Druck von Flugblättern, Plakaten, Zirkularen, Formularen, Berichten, Broschüren nötig hatten! Sie kannte die Verhältnisse der Frauenvereine: sie wußte, daß die Devise lauten mußte: gefällig und billig zugleich! Mit größter Aufmerksamkeit und Umsicht wurde alles erledigt; und es ist uns nicht erinnerlich, daß je ein Lieferungstermin nicht innegehalten worden wäre. Man fühlte sich mit seinen Drucksachen-Anliegen bei Frau Ficker aufs beste aufgehoben; an hundert Dinge dachte sie, die man selber übersehen hätte.

In besonderer Weise hat Frau Ficker noch in ihrer Berufssphäre der Frauensache gedient. In meisterhafter Weise wußte sie Hausfrauen- und Mutterpflichten mit der Berufsarbeit zu verbinden. Daß es sich dabei um eine ganz persönliche Angelegenheit des einzelnen Menschen handle, in die ihm niemand dreinzureden habe, das stand ihr fest und dazu hat sie sich auch jederzeit bekannt allen anzüglichen Bemerkungen zum Trotz, die auch ihr nicht erspart blieben.

Sollten wir nun gar noch von dem reden, was Frau Ficker neben ihrer doppelten Aufgabe in Heim und Beruf noch all die Jahre her in ihrer freien Zeit für die Sache der Frauen geleistet hat, so fänden wir kein Ende. Oft schien uns — besonders in der Zeit der großen Petition — ihre Kräfte hätten keine Grenzen. Nach und nach hat sie dann doch dies und jenes abgebaut und dennoch sich nicht neuen Aufgaben verschlossen. So gilt ihre Arbeit jetzt in besonderm Maße der Propaganda für unser Blatt. Wir sind auch der guten Zuversicht, daß heute, da durch den Wegfall der Berufsarbeit viele Kräfte frei werden, der Abbau der letzten Jahre sich in sein Gegenteil wandeln wird. In diesem Sinne wünschen wir der lieben Freundin einen schönen und fruchtbaren „Ruhestand".

G. G.

Der Vorstand der Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt" und die Redaktion schließen sich an mit ihren Wünschen und grüßen die liebe und geschätzte Mitarbeiterin ganz besonders an dieser entscheidenden Stelle ihres Weges. —



I.

Zum Artikel einer Hausfrau aus der Westschweiz über die

Hausdienstfrage

schreibt Frau St.-S.:

„Es ist eine Freude, zu sehen, wie immer mehr Leute zur Einsicht kommen, daß Hausarbeiten, wie jeder andere Beruf, erlernt werden müssen. Zwei Dinge zur selben Zeit zu erlernen, ist aber nicht jedermanns Sache. Darum möchte ich den Müttern, deren Töchter in der Schule die französische Sprache nicht erlernen, raten, diese Mädchen im Gebiete ihrer Muttersprache einer Hausfrau in die Lehre zu geben. Wenn immer möglich, sollten diese Mädchen am Abend in einer Fortbildungsschule Fremdsprachunterricht besuchen, um die Anfangsgründe zu erlernen. Und erst, wenn die Hausarbeiten gut eingeübt sind und die Lehrmeisterin auch noch eine Zeit lang sich dieses Erfolges erfreuen kann, sollte das Mädchen in den fremdsprachigen Landesteil gehen, um sich die Sprache anzueignen. Sind etwas Vorkenntnisse da, so wird die Tochter bedeutend rascher Fortschritte machen. Ich habe diese Erfahrung immer wieder gemacht, sowohl bei französisch- wie deutschsprechenden Mädchen, daß diejenigen, die Sprachvorkenntnisse durch die Schule hatten, rasch vorwärts kamen, währenddem die andern nach Jahren noch ein gehöriges „Chuderwelsch" sprachen. Mädchen, die beides zusammen lernen gehen, kommen sehr oft als unexakte, aber etwas hochfahrende Hausangestellte zurück.

Und darum eben das eine nach dem andern. Zuerst Hausarbeiten mit Abendschul-Sprachstunden und dann weiter ziehen, um die Fremdsprache zu erlernen."

II.

Zu „Gesetzlich zugestandenes Taschengeld" wird uns geschrieben:

Nicht nur Gedankenlosigkeit oder Sentimentalität läßt viele Frauen die immer wieder auftauchende Frage: „Soll die Hausfrau für ihre Arbeit einen gesetzlichen Anspruch auf Lohn haben?" nur nach innerem Widerstreben bejahen oder sogar klar verneinen.

Es gibt — unter anderen — zwei Forderungen, die heut immer wieder auftauchen, die eine — gegenüber der anderen — von untergeordneter Bedeutung: „mehr Anerkennung für die Hausarbeit"; die andere von überragender Wichtigkeit: „Freiheit in persönlichen Dingen, keine staatlichen Eingriffe". Die erste könnte zur Bejahung der oben gestellten Frage führen, die zweite schließt notwendig eine Verneinung in sich.

Daß in keinem Wirkungskreise die Arbeit so sehr von der Freiwilligkeit abhängt, wie in dem Dienst, daß er ihre Großzügigkeit, ihren Opfermut bewunderte. Beide betrachteten es als Ulrikens Vorrecht, ihm in jeder Lebenslage liebreich beizustehen.

Aber Kleist fand Ulrike in allem zu groß für eine Frau. Weder ihre Abneigung gegen die Ehe, noch ihre Neigung, die Welt zu bereisen, konnte er billigen. Ihre Geistesgegenwart und Kaltblütigkeit berührten ihn, weil er sie unweiblich fand, unangenehm. Je mehr ihn das Leben zerschlug, desto inniger wurde aber seine Sehnsucht nach dieser treuesten Seele. „O du Geliebte, du wirst mein letzter Gedanke sein!" Immer wieder bewog Ulrike die Geschwister, dem unglücklichen Bruder beizustehen. Schließlich zog sie selbst nach Potsdam, später nach Königsberg, um ihm eine Heimstatt zu schaffen. Seine Reizbarkeit, seine Passivität dem realen Leben gegenüber bewogen sie aber schließlich, die täglichen Reibereien zu fliehen, um ihn ungetrübter lieben zu können. Und nie verschloß sie vor ihm ihre hilfreiche Hand. Ihre letzte Begegnung endete mit einem Mißklang, der wohl beitrug zu seinem raschen Todesentschluß. Zu deutlich spürte seine sensible Seele die Enttäuschung der stolzen Schwester vor den Trümmern seines Lebens. Aber ehe er starb, mußte er sich mit Ulrike versöhnen — er tat es mit Worten, die der Dichterschwester ein edles Denkmal setzten.

Aber auch über diesem Verhältnis lag eine tiefe Tragik: Ulrike fehlte das künstlerische Verständnis. Da sie seine Leistungen nicht einschätzen konnte, war sie auf das Urteil der Welt angewiesen. Als Alleinerbin Kleists rettete sie nach seinem Freitod die Ehre seines bürgerlichen Namens mit beträchtlichen Opfern; in seinem künstlerischen Nachlaß vermochte sie nicht mehr zu geschen als ein Spiel müßiger Phantasie.

Goethe hat von seiner unglücklichen Schwester Cornelia geschrieben, sie wäre in mittelalterlicher Zeit eine hervorragende Abtissin und Jugenderzieherin geworden. Kleists Schwester, ihr ähnlich in der geistigen Unabhängigkeit, gründete im väterlichen Haus ein Töchterinstitut und gestaltete ihr Leben, ohne lang nach Emanzipation zu rufen, ganz frei nach ihrem herzhaften Wesen.

Die Frau eines entfernten Vetters, Marie von Kleist, gewann durch ihre echte Frauenkeit, ihr reifes Verständnis für sein Werk, Kleists tiefe Sympathie. Sie war 16 Jahre älter als der Dichter und besaß durch ihre tiefe Frömmigkeit die Stärke und Ruhe, die sein immer bewegtes Herz umsonst ersehnte. Marie hat klar erkannt, daß er ein großer Künstler war, und glaubte an seine poetische Sendung. Ihr konnte der Dichter am ehesten von seinen Vorstellungen und Plänen sprechen. Beglückt genoß er diese geistige Verbundenheit, ihre Versenkung in sein Werk, ihr tiefes Verständnis für seine Künstlernot. Unermüdlich suchte Marie ihre Verbindungen mit den höchsten Kreisen für ihn zu nützen. Groß war ihr Schmerz, ihm so wenig helfen zu können. Mehrmals bat er sie, mit ihm aus dem Leben zu scheiden. Aber ihre Frömmigkeit hielt sie davon zurück. Heinrich von Kleist bedeutete der Tod nicht mehr, „als ob wir aus einem Zimmer in das andere gehen." Doch konnte er den Schritt in den unbekannten Raum nicht allein tun. Als er eingesehen, daß Marie ihr Leben nicht freudig aufgeben konnte, rüstete er sich mit einer andern zu sterben. Kleist liebte an Henriette Vogel ihre Todesbereitschaft. Das Wissen um ein schweres Krebsleiden und die Angst vor qualvollem Siechtum trieb diese unbeschädigte schwärmerische Frau in die Arme des Todes. Nicht innerliche Seelenverbundenheit, sondern der Zufall, daß beide in einander einen zum Freitod bereiten Menschen fanden, verknüpfte die Unglücklichen. Sie liebten in sich gegenseitig nur den Todesgefährten. In gesunden Zeiten hätte Kleist das Unechte, Platte und doch wieder Verstiegene an dieser Frau abgestoßen. Wie seltsam mußte es in Henriette ausgesehen haben, daß sie sich in ihrer letzten Stunde in die Pose einer leidenschaftlich unglücklich Liebenden hineinsteigerte und dabei ihrem Gatten hausmütterlich sorgfältig bezeichnet, welche Seifenvorräte nach ihrem Tode zuerst zu gebrauchen seien! Ihrem exaltierten Wesen war Sensationslust nicht fremd. Unerhörte Grausamkeit des Schicksals, daß Kleist, verzweifelt jemals die ersehnte tiefe Liebe zu finden, vorlieb nehmen mußte mit Henriettens Anerbieten, mit ihm zu sterben. „Nichts anderes kann die Tragik von Kleists Lebenskampf nackter veranschaulichen als diese verzichtende Genügsamkeit des Sterbens."

Besonders zu dem Kapitel über Marie von Kleist verarbeitete Clara Kuoni in wissenschaftlich besonnener Art neues Quellenmaterial.

Der zweite Teil der Arbeit ist der Bedeutung der Frau in Kleists Werk gewidmet. Vom Erkenntnisproblem ausgehend, wird die Umwertung erklärt, die sich durch das Kant-Erlebnis mit dem Zusammenbruch der rationalistischen Anschauung im Dichter schmerzvoll durchsetzen muß, bis endlich der Gefühlsbegriff Mitte seiner Lebensauffassung und Grundthema seines künstlerischen Schaffens wird. Es gelingt Clara Kuoni aber schön, die Ergebnisse dieser Umwertung in Kleists Dichtung aufzuzeigen. Pessimistischer Fatalismus charakterisiert die Frühwerke, ein Zeichen von Kleists innerer Katastrophe. Dann folgen die reifen Dramen Amphitryon, Der zerbrochene Krug, Penthesilea und Käthchen von Heilbronn, in denen sich die Einheit des Gefühls in den Heldinnen wunderbar durchsetzt. Die sorgfältige Analyse der Werke zeigt, wie Kleist in diesen Heldinnen das Glück starken unmittelbaren ungeteilten Gefühls, sein Ideal der Gottverbundenheit darstellt. Wir spüren in diesen Dichtungen Kleists brennende Sehnsucht, von einem absoluten Willen geführt zu werden. Schmerzlich erlebt er, daß der Mann diese unbewußte und unwillkürliche Treue zum ewigen Ich selten findet. Deshalb sind seine geliebtesten Gestalten dieser Epoche nicht Männer, sondern Frauen.

Erst die Erschütterung, die Deutschland unter Napoleons Knechtschaft erlebte, konnte ein patriotisches Werk wie die Hermannsschlacht, hervorbringen, in dem nicht die Verwirklichung eines persönlichen Gesetzes, sondern die Idee der Freiheit im Mittelpunkt steht. Im letzten Drama, Der Prinz von Homburg, vertritt nochmals eine rein und groß liebende Frau, Natalie, das Prinzip des persönlichen Gefühls; aber das hellste Licht dieses Meisterwerks ruht auf der männlichen Gestalt.

Sprachlich etwas matter, aber doch recht aufschlußreich gelang der letzte den Novellen gewidmete Teil. Nachdem das Verhältnis der Dramen und Novellen zum Erleben des Dichters beleuchtet wurde, werden die einzelnen Träger des Geschehens charakterisiert, die sich in diesen Erzählungen als männliche und weibliche Individuen ähnlich symbolhaft wie in den Dramen gegenübertreten.

Auch hier sind die Frauen durch ihr ungebrochenes Gefühl stark und siegreich, auch hier offenbart sich Gottes Wille in ihrem reinen Empfinden. Bewährung, über menschliches Verstehen, belohnt ihre unwandelbare Hingabe. Das reine Gefühl trägt sie durch Schande und Gefahr hindurch wie etwa die Marquise von O. . . . Im Kohlhaas gelingt es dem Zigeunerweib, dem Sterbenden aus den rätselhaften Regionen des Wunders heraus, die Rechtfertigung für sein Handeln zu geben.

Clara Kuonis Arbeit zeigt, daß Kleists Raum nicht die äußere Wirklichkeit war, sondern das eigene Innere. Aus seiner metaphysischen Erotik wuchsen die herrlichsten, innigsten Frauengestalten. Als Gefäße des göttlichen Willens sind sie Geschöpfe seiner Gottessehnsucht. Die psychologisch und weltanschaulich klug begründete Arbeit zeigt uns in Kleist den Menschen, dessen tiefstes Erleben das Ringen um das Absolute war, das heiße Suchen nach Gott.

Reichbeschenkt legt man diese feine Studie einer wissenschaftlich klar und besonnen arbeitenden Frau aus der Hand.

D. Zollinger-Rudolf.

Interessiert Sie das?

Schon 1930 waren rund

80'000 Schweizermädchen

als **Hausangestellte** in der Schweiz tätig.

Zwischen 1920—1930 hatten

12 000 Schweizermädchen mehr

als vor 1920 diesen Beruf ergriffen.

Heute sind zwischen

80 000 und 90 000 Schweizerinnen

als Hausangestellte tätig.

(Die Volkszählung von 1940 wird uns dann genaue Zahlen über die weitere steigende Tendenz vermitteln).

Insgesamt sind

ca. 110 000 Stellen

für Hausangestellte zu besetzen, wovon also heute schon an 90 000 von Schweizerinnen besetzt sind.

Asthma ist zu bessern

wenn es gelingt, die Empfindlichkeit der Atmungsschleimhaut gegen die asthmaauslösenden Reize u. die Krampfbereitschaft des vegetativen Nervensystems gründlich herabzusetzen. In dieser Richtung wirkt und hat sich trefflich bewährt das „Bilphadelin". Es ist von Professoren, Aerzten, Heilstätten erprobt und anerkannt. — Kein Linderungsmittel von vorübergehender Wirkung, sondern eine Wirkstoffe-Kombination zur ursächlichen Bekämpfung von Reizbarkeit und Krampfbereitschaft der Atmungsschleimhaut, daher auch von nachhaltigem Erfolg gegen Husten, Verschleimung, Katarrhe, Bronchitis, bei jung und alt. Packung mit 80 Tabl. Fr. 4.— in allen Apotheken, wo nicht, dann Apotheke C. Girardi & Co., Basel. Verlangen Sie von der Apotheke kostenlos und unverbindlich Zusendung der interessanten Aufklärungsschrift.

der Hausfrau und daß das Ideal eine freudige Freiwilligkeit ist, die nur durch Anerkennung von seiten des Gatten gesichert wird, darüber sind sich alle einig. Und gerade deshalb hat der Gedanke an ein festes Taschengeld etwas Stoßendes, ja geradezu dem Wesen der Ehegemeinschaft Entgegengesetztes.

Praktisch scheiden bei dieser Frage wohl die Bäuerinnen und Geschäftsfrauen weitgehend aus. Wo gemeinsame Arbeit gemeinsamen Verdienst einbringt, wird es selten in Frage kommen, daß der Frau die Mittel zur Erfüllung ihrer persönlichen Bedürfnisse versagt bleiben. Diese Frauen sind in der Arbeit „Partner", wie es alle Ehegatten in der Lebensgemeinschaft sein sollen, einer Lebensgemeinschaft, bei der naturgemäß der Mann den äußeren, die Frau den inneren Dienst übernimmt. Stellt nun der Mann, — sei es ein Beamter, ein Arbeiter, ein Arzt — vertrauensvoll und großzügig der Frau für den Haushalt die Summe zur Verfügung, die er aufbringen kann, läßt sie einfach „Teil haben", so wird die gute Hausfrau — im Laufe des Jahres — durch geschicktes Wirtschaften eine kleine oder größere Summe (entsprechend dem Einkommen der Familie) für eigene Wünsche, vielleicht auch für besondere Ueberraschungen für die ganze Familie herauswirtschaften. Ein guter Ansporn zu rationellem Wirtschaften, zumal für jüngere Hausfrauen.

Aber, wie es nicht nur gute Hausfrauen gibt — und nur für solche wird ja ein „Taschengeld" vorgesehen — so, wird man mir einwenden, gibt es auch manche kleinliche Ehemänner. Zugegeben — doch auch die Mehrzahl von diesen wird vernünftigen Vorstellungen eher zugänglich sein, als gesetzlichen Maßnahmen. Und — was ist für die Frau bei einem ungern gegebenen, womöglich „gesetzlich eingeklagten" Taschengeld gewonnen?

Eine erzieherische Aufgabe aber ergibt sich daraus für die Frauen: Lehrt Eure Söhne gerechte Würdigung der Arbeit, die sie Mutter und Schwester täglich tun sehn, lehrt sie Ritterlichkeit als Pflicht, nicht nur als schöne Tugend — denn aus ihr wird das Gefühl der moralischen Verpflichtung der Frau gegenüber erwachsen, wird der Mann gerne nach einem sichtbaren und greifbaren Ausdruck der Anerkennung suchen.

Auf diesem Wege könnten die Frauen sich ein gerne gewährtes „Gewohnheitsrecht" schaffen, das fester verwurzelt wäre, als ein auf gesetzlichem Wege eroberter Anspruch.

Unsere Zeit und der Intellektualismus

Es kann wohl heute kaum mehr ein Zweifel darüber bestehen, daß sich die Menschheit in einer Epoche befindet, die geistige Qualitäten nicht allzu hoch einschätzt. Täglich und stündlich, auf Schritt und Tritt ereilen uns ungesuchte Beweise für diese Umstellung der Werte. Körperliche Leistung wird bewundert; ihre Vollbringer sind die Helden, die Götter eines großen Teils unserer Jugend. Dieser Triumph der Materie über den Geist, der rohen Gewalt über die Feinheit seelischer und geistiger Kräfte, vorbereitet durch weltanschauliche Umwälzungen des letzten Jahrhunderts, erfüllt uns heute, da uns seine letzten Konsequenzen zu treffen drohen, mit ohnmächtiger Angst. Wir erschauern vor den verheißungsvollen Errungenschaften und Fortschritten unserer vielgelobten Technik, vor diesem Zeitalter des eisernen Menschen. Und wir fragen nach der Ursache dieser Umkehr und Abkehr von allem Geistigen, vom Intellektualismus (das Wort sei hier nicht in seiner strengen philosophischen Bedeutung, sondern mehr in der einer bestimmten menschlichen Grundeinstellung verstanden).

Wenn wir den Aufstieg und Untergang menschlicher Ideen und Bewegungen verfolgen, so stoßen wir stets wieder auf die Tatsache, daß der Untergang jeder Bewegung, jeder Idee in ihr selbst schon begründet war. Die ethische Reinheit einer ideellen Bewegung trägt sie aufsteigend zum Sieg; ihre Vermischung mit unedlen Elementen, ihre Verwendung zu niedrigen Zwekken führt sie mit furchtbarer Konsequenz zur Tiefe. Die Idee aber kann bleiben für kommende Geschlechter, trotz ihres scheinbaren Untergangs an der Unvollkommenheit menschlicher Praktiken.

Mag es sich nicht in unserm Falle ähnlich verhalten? In zweifacher Hinsicht? Wo ist heute die reine wissenschaftliche Forscherfreude der ersten Zeit technischer Entdeckungen geblieben? Und wohin haben uns die Resultate dieser Technik geführt? Hat sich die ursprüngliche Idee der Besiegung der Elemente durch den menschlichen Geist zum Wohle der Menschheit in ihrer reinen Kraft erhalten? Ist sie nicht vielmehr zum Mittel herabgesunken, das, dem unmenschlichsten aller Zwecke dienen muß, der satanischen Vernichtung? Und wo ist jener Geist geblieben, der forschte um der Erkenntnis willen, getrieben vom Drang nach letztem Wissen und höchster Weisheit? Wir forschen heute um materiellen Lohn, um irdischen Gewinn. Und was haben wir dabei gewonnen an wahrer Erkenntnis, an wirklicher Weisheit? Wohl wenig oder nichts. Hat sich nicht vielleicht unsere Wissenschaft verflacht, wohl verbreitert, aber nicht vertieft? Sie hat uns Zivilisation gebracht, aber nicht Kultur.

Und die Wissenschafter selbst, die Intellektuellen? Kenntnisse, die früher nur wenigen Auserwählten vorbehalten waren, sind heute Gemeingut aller geworden; die Menschheit ist reicher geworden an Wissenden, aber vielleicht ärmer an Weisen. Der Rausch erster wissenschaftlicher Fortschritte und damit erschlossener technischer Möglichkeiten hat wie leicht begreiflich, zu einer Ueberschätzung dieser Seite menschlichen Könnens, zu einer Ueberschätzung theoretischen Wissens, zu einer Verblendung dieser „Gebildeten" geführt. So entstand schließlich ein Stand von Intellektuellen, hervorgegangen aus der allgemeinen Bildungsmaschine, der wohl über ein umfangreiches Wissen verfügte, dessen Wissen aber so oft nicht Weisheit war. Bildung blieb vielfach Firnis; sie vermag nicht den ganzen Menschen zu durchdringen, bleibt an der Oberfläche haften, anstatt die Wurzeln des Menschseins zu erfassen. So wird Wissen nicht zum Segen, nicht für den Einzelnen, nicht für die Gemeinschaft. Solches Wissen führt nicht zu einer von den Kräften des Geistes diktierten edlen Lebensgestaltung, sondern zu seichter Ueberheblichkeit.

So war der Intellektualismus unseres Jahrhunderts von zwei Seiten unterhöhlt. Er hat versagt, indem er der Menschheit nicht den Segen weiser Erkenntnis, sondern die Mittel rohen Gewinnes und teuflischer Vernichtung gebracht hat. Er hat aber auch versagt in unzähligen seiner Träger, denen Wissen bloße Sache des Gedächtnisses, Angelegenheit spekulativer Gehirntätigkeit blieb, nicht aber wahre und tiefe Bildung des ganzen Menschen.

War diesermaßen der Boden für eine kommende Umwälzung nicht sattsam vorbereitet? Sie kam, — nicht als Erneuerung der geistigen Werte, sondern als Kampf gegen jene, die scheinbar den Menschen ins Verderben gestürzt, die ihm genommen, was früher sein Halt war, ohne ihm diesen Trost der Ewigkeit im Wirrsal und Jammer irdischer Gegenwart durch besseres ersetzen zu können. Wenn jene Strömung einseitiger Bewertung des bloßen technischen Wissens heute in furchtbarer Reaktion ersetzt wird durch das Barbarentum elementarer Triebe, so trifft der Vorwurf der Schuld nicht nur das letztere.

Wir aber wissen, daß äußere Bewegungen und ihre Einrichtungen, mögen sie auch mit diktatorischer Gewalt und dem Anspruch auf ewige Dauer auftreten, untergehen, verschwinden können. Verschwinden wird aber nie die Idee, jenes ewige Streben des Menschen aus materieller Gebundenheit nach Vervollkommnung durch die Kräfte des Geistes und der Seele. Wenn auch dieses Streben in seinen sichtbaren Aeußerungen oft abwegig, ja verderblich sein kann, das heilige Wollen bleibt, und mit ihm bleibt die Möglichkeit neuer Wege der Verwirklichung, in richtiger Erkenntnis früherer Verirrungen. So viele wissen und empfinden es heute, vielleicht noch dumpf und unklar, daß der Weg der mechanischen Lebensbetrachtung mit ihrem unvermeidlichen Materialismus ein Irrweg war. So viele suchen, die einen laut, still die andern, nach jenem Schlüssel zu einem bessern morgen. Könnte er nicht dort sein, wo geistige und seelische Kräfte in harmonischer Ergänzung nach oben, nach einer vollkommeneren Gestaltung aller Lebensbeziehungen trachten? Dort, wo neben den Erkenntnisdrang des menschlichen Geistes die leitende Macht menschlicher Güte tritt? Und wäre es nicht möglich, daß durch die Frau, durch uns Frauen alle, diese helle Macht auferstehen würde, um den dunkeln Mächten brutaler Gewalt, barbarischer Denkungsart und roher unmenschlicher Leidenschaften siegreich zu widerstehen?

H. Th.-A.

„Kathreiner erhält munter und macht lebensfroh, und davon ist noch keiner dick geworden, – dafür aber gesund geblieben!"

sagt Malzmeister Waldmann von

Kathreiner

Frau Dr. Mina Weber †

Am 31. Januar hat die Aarauer Soldatenmutter nach schweren Krankheitstagen ihre Augen für immer geschlossen. Sie hoffte bis zum letzten Augenblick, ihren Posten wieder übernehmen zu können, denn sie wußte, wie nötig ihre Arbeit in der Soldatenstube Aarau war; das Schicksal hat es anders bestimmt.

Mina Weber-Greulich wurde 1877 als Tochter des Ingenieur Greulich geboren und verlebte ihre Jugendzeit in Luzern. Sie vermählte sich später mit Dr. Weber von Neuthal, Zug, der in Näfels eine ausgedehnte Arztpraxis hatte. Sie half ihrem Gatten in der Apotheke und in der Betreuung seiner Patienten, bis sie 1921 Witwe wurde. Sie meldete sich kurz darauf beim Schweizerischen Verband Volksdienst, weil ihre tätige Natur in einer gemeinnützigen Arbeit Befriedigung suchte.

Leider waren ihr eigene Kinder versagt geblieben, aber ihre große Mütterlichkeit mußte sich auswirken lassen.

Nach einem kurzen Praktikum in der Soldatenstube Bellinzona erhielt sie die Leitung der Soldatenstube Luzernsteig. Dann wurden ihr die Aufgaben einer Hausmutter im ersten Studentischen Arbeitslager Misox anvertraut, die sie zwei Sommer durchführte. Das war eine Tätigkeit nach ihrem Herzen. Hier konnte sie junge Menschen betreuen und einer aufbauenden Idee zum Durchbruch verhelfen.

Im Jahre 1926 wurde Frau Dr. Weber die Führung der Soldatenstube Aarau übertragen, die sich damals noch in einer Baracke im Garten des Fleinergutes befand und sehr primitiv betrieben werden mußte. Erst im Laufe 1927 konnten die bedeutend praktischeren und schöneren Räume im Fleinergut zu einer Soldatenstube umgewandelt werden.

Tausende von Rekruten, Soldaten, Unteroffiziere und Offiziere haben die Fürsorge dieser warmherzigen Soldatenmutter genießen dürfen, der keine Arbeit zu viel, keine Stunde unpassend war, wenn sie nur helfen und dienen konnte. Sie hat die Tradition der Soldatenmutter der Grenzbesetzung in einer Zeit weitergeführt, da die Liebe zur Armee nicht viel galt, ja oft verhöhnt wurde.

Vor allem galt ihre Liebe und Herzenswärme den jungen unbeholfenen Rekruten, die sich zuerst in der neuen rauhen Umgebung nicht zurecht fanden. Sie war die Vermittlerin zwischen Heimat und Soldatenwelt und hat oft Reibungen ausgeglichen, gemildert, geglegt, aber auch vielen Menschen in den Senkel gestellt, wenn sie es als notwendig erachtete. Die Herzensgüte, der feine Takt und der sonnige Humor dieser wahrhaft mütterlichen Frau haben ihr viele Freunde erworben. Die ehemaligen Rekruten haben ihr als Offiziere die einstige Fürsorge durch Unterstützung der Soldatenstube gedankt.

Trotz allen Anfeindungen von seiten interessierter Kreise, die an dem Bestehen der Soldatenstube Aarau rütteln wollten, war es offensichtlich, daß genügend Freunde am Werke waren, um diese Einrichtung zu schützen.

Es ist kein Zweifel, daß die Angriffe gegen Werk der Soldatenfürsorge, dem Frau Dr. Weber ihre ganze Kraft und ihr gütiges Wesen gewidmet hatte, an ihrem Lebensmark zehrten. Sie konnte es nicht begreifen, daß man den Soldaten das Heim, wo sie sich wohl fühlten, wegnehmen wollte. Die große Not ihrer Krankheitstage galt der Sorge, die Soldatenstube Aarau zu schützen. Nun hat sie den Kampf aufgeben müssen, sie ist zur großen Armee abberufen worden. Wir aber haben das Erbe dieser unendlich gütigen, liebevollen Frau übernommen!

Tausende von Soldaten werden das Andenken ihrer edlen Aarauer Soldatenmutter in hohen Ehren halten!

Der Schweizer Verband Volksdienst wird seine treue, opferfreudige Mitarbeiterin, die den „Dienst am Volke" in höchstem Sinne auffaßte, nie vergessen!

E. Z.-Sp.

Das menschenfreundliche Ziel,

das die in der letzten Nummer veröffentlichte Eingabe des Bund Schweizer. Frauenvereine an den Bundesrat zu erreichen sucht: die Weglassung des Wortes „uneheliches Kind" in den Ausweispapieren unehelich Geborener, wird hoffentlich erreicht werden. Die Eingabe geht, wie man uns berichtet, auf die Initiative der 1937 in Göttingen verstorbenen Hedwig Bommer zurück. Durch ihre unablässigen Bemühungen hatte Frl. H. Bommer die Abteilung für Frauen- und Kinderschutz des Völkerbundes dazu gebracht, die Frage der Ausstellung nicht diffamierender Ausweispapiere den angeschlossenen Nationen in empfehlendem Sinne zu unterbreiten. Mit vielen andern Ländern erklärte auch die Schweiz prinzipiell ihr Einverständnis und schrieb in diesem Sinne an die kantonalen Regierungen. Diese bedürfen jedoch gelegentlich einer neuen Mahnung, die sie dann an die Gemeinden weiterleiten sollten. Wichtig ist sodann, daß alle die Frauen, die (speziell in der Fürsorge) auf Schwierigkeiten stoßen, welche ihren Schützlingen aus diffamierenden Ausweispapieren erwachsen, solche Fälle den Behörden melden und wissen, daß in jedem Falle abgekürzte Geburtsscheine verlangt werden können. Sie sollten sich dafür einsetzen, daß in der Regel überhaupt nur noch solche ausgestellt werden, daß also auch eine besondere Ehelichkeitsbezeichnung dahinfällt.

Und dennoch — —!

Eine große Anzahl tschechoslowakischer Frauen haben sich zum „Nationalen Rat tschechoslowakischer Frauen"* zusammengeschlossen, um geistig, moralisch und wirtschaftlich aus der Katastrophe ihres Staates zu retten, was möglich ist; Zukunftsarbeit zu leisten.

Es ist von nicht zu unterschätzender Bedeutung, daß die Frauen des Volkes, welches in höchster Not von allen Bundesgenossen im Stich gelassen wurde, nicht verzweifeln, sich nicht ergeben, sondern mutig und aufrecht weiter kämpfen wollen für die Güter, die ihnen Masaryk und Benesch erobert haben.

Diese Frauen kämpfen nicht mit leeren Worten, sondern sie wissen, daß sie den Worten nur Inhalt und Kraft geben, wenn sie mit den Realitäten des Lebens rechnen und in erster Linie dafür sorgen, daß ihr Volk nicht der wirtschaftlichen Not durch Arbeitslosigkeit preisgegeben wird. Sie wollen ihren Teil auf sich nehmen an der wirtschaftlichen Neu- resp. Umgestaltung ihres verkleinerten Landes. Ihr Vorgehen hat nicht das Geringste zu tun mit materialistischer Weltanschauung, oder materiell-egoistischer Einstellung, sondern ist ein Beweis richtiger Erkenntnis, daß ein Volk, um geistig und kulturell sich behaupten zu können, in erster Linie arbeiten muß und daß für die produzierten Güter Absatzmöglichkeiten geschaffen werden müssen. In diesem Sinne wendet sich der „Nationale Rat der tschechoslowakischen Frauen" an die Frauen anderer Länder und bittet:

„Kauft solche tschechischen Waren, die in Euren Ländern nicht produziert werden. Ihr er-

* Präsidentin ist Senatorin F. F. Plamínková Prag II, Václavské u. 7.

Vergiss nicht: Steinfels-Seife ist besser!

Die seltsame Liebe Peter Tschaikowskys und der Nadjeschda von Meck

Verl. Koehler & Amelang, Leipzig.

Im Jahre 1876, als er 37 Jahre zählt, erhält der russische Komponist, der sich damals am Anfang seiner musikalischen Laufbahn befand, einen Brief von einer unbekannten Dame, der seinem Leben die unerwartete glückliche Wendung geben sollte. Es ist Nadjeschda v. Meck, die an ihn schreibt, die 45jährige Witwe eines russischen Ingenieurs und Erbin eines Riesenvermögens, Mutter allerdings auch von 11 Kindern. Diese ungewöhnliche Frau, vorbildlich in der Erziehung ihrer Kinder, in der Verwaltung ihres Besitzes, eine große Natur von Haus aus, hatte als leidenschaftliche Liebhaberin der Musik, die sie war, ein warmes Interesse für den noch unberühmten Komponisten gefaßt, von dessen Notlage und dessen Fronbienst am Moskauer Konservatorium sie Kenntnis hat. Sie gibt ihm zunächst den Auftrag zu mehreren kleinen Kompositionen, für die sie ihm ein fürstliches Honorar zukommen läßt. Bald gelingt es ihr, den Künstler zur Niederlegung seines Amtes und zur Annahme einer Jahresrente von 6000 Rubel zu bewegen, die ihm die Ausübung seiner schöpferischen Tätigkeit in voller Freiheit ermöglicht.

13 Jahre lang, von 1876—1890, währt nun das einzigartige Freundschaftsbündnis zwischen den beiden außerordentlichen Menschen, das seinen Ausdruck in dem vorliegenden Briefwechsel gefunden hat. Tschaikowsky verehrt in der Frau den guten Genius seines Lebens, ohne dessen Eingreifen er der Verzweiflung, ja dem Wahnsinn verfallen wäre. Frau von Meck aber empfindet es als ein hohes Glück, ihrem Lande einen Künstler erhalten zu dürfen, an dessen Genie sie nicht einen Augenblick zweifelt, lange, ehe Rußland und die europäische Oeffentlichkeit seine Größe anerkennt. Als ungewöhnlich verständnisvolle Musikfreundin hat sie außerdem den reinsten Genuß von den Werken des Meisters, denen sie mit liebevollstem Eifer zur Aufführung durch bedeutende Künstler im In- und im Auslande verhilft. Dabei bleibt sie, ganz im Dienst der Sache und der künstlerischen Persönlichkeit, für die sie eintritt, mit ihrer eigenen Person völlig im Hintergrund. Es gehört zur Bedingung ihres Verhältnisses, an die beide Partner sich gebunden fühlen, daß das persönliche Zusammensein nie gesucht, ja absichtlich gemieden wird, der Reiz der Ferne macht das Glück dieser Freundschaft aus, an deren Form keiner von ihnen etwas geändert wünscht. So blieb diese eigenartige Beziehung zwischen den beiden hochstehenden Menschen in der Sphäre des Geheimnisses und beide hielten sie nach Möglichkeit verborgen, um ihre reine Schönheit nicht durch das Mißwollen Verständnisloser zu gefährden. Ihr Briefwechsel aber, das einzige Dokument dieses Seelenbundes, kam unerwartet 1935 ans Licht. Er befand sich im Nachlaß eines von den Bolschewisten erschossenen Enkels der Frau von Meck. Nun wurde er in Rußland veröffentlicht und jetzt von einem russischen Emigranten in der vorliegenden, etwas gekürzten Form verdeutscht.

Uebrigens bricht dieser Briefwechsel ebenso unvermutet wie er angefangen hat, nach 13 Jahren plötzlich ab. Vom 22. September 1890 aus Tiflis ist Tschaikowskys letzter Brief an die Freundin datiert, auf den er keine Antwort mehr erhalten hat. Auch die Geldsendungen hören auf, ohne daß dies durch finanzielle Verluste der Gönnerin genügend begründet war. Der Künstler, der inzwischen zur Weltberühmtheit und auch zu äußerer Sicherstellung gelangt war, litt schwer unter der seelischen Enttäuschung. Der Grund des plötzlichen, offenbar absichtlich vollzogenen Bruches blieb ihm ein Rätsel. Noch auf dem Sterbebett — drei Jahre später hatte er schon vollendet — murmelte er vorwurfsvoll den Namen der großherzigen Freundin, von der er unvergeßliche Gutthat, aber auch tiefste Verwundung empfangen hatte.

Daß das Hauptthema dieser Briefe die Musik ist, in der der Mann seinen Lebensinhalt, die Frau aber, wie sie einmal ausspricht, den einzig gültigen Ersatz für das Glück gefunden hat, versteht sich von selbst. Die zweite große Liebe im Leben beider ist die Natur, die sie auf den herrlichen russischen Landsitzen, wo der Komponist in Abwesenheit der Freundin als ihr Gast weilt oder auf Auslandsreisen im westlichen Deutschland, in der Schweiz, in Italien, in Frankreich dankbar genießen. Ein Ausruf, ein kurzer Satz deutet oft die tiefe Freude an. „Der Flieder steht in voller Blüte." „Heute ein Telegramm meiner Nichte: Maiglöckchen blühen. Vera." schreibt er. Und sie einmal aus Wiesbaden: „o Rhein, o Rhein! Hier vergesse ich alles: mich selbst und jeden Verdruß."

Vieles auf diesen Blättern ist bei der großen Zurückhaltung, die sich die beiden auferlegen, nur zwischen den Zeilen zu lesen. Selten bricht das Temperament unverhüllt hindurch wie in dem leidenschaftlichen Bekenntnis Nadjeschdas, das sie nach Empfang der 3. Symphonie ablegt, die als „unsere Symphonie" den ganzen Briefband durchklingt. Diese Musik hat sie in einen ekstatischen Rausch versetzt, der sie zwei Nächte lang den Schlaf nicht finden läßt. „Ich verdiene Ihre Widmung! Niemand kann Ihre Symphonie besser verstehen, besser fühlen als ich." Mit ihrem Leben scheint ihr diese wunderbare Schöpfung nicht zu teuer bezahlt, und nach dem Eingeständnis ihrer Neigung zu dem Künstler, die sich sogar der Eifersucht beschuldigen muß, zeichnet sie als „Ihre Sie von ganzem Herzen liebende N. v. M.". Doch auch dieser Brief, der als angeschrieben rechnen soll, ändert nichts an dem Leben dieser beiden Einsamen. Hatte doch Tschaikowsky kurz zuvor ausgesprochen: „Mein Verhältnis zu Ihnen, so wie es ist, bedeutet für mich das höchste Glück. Der unsagbare Reiz besteht darin, daß wir uns, im landläufigen Sinn, nicht kennen." Anders: „le charme serait rompu!". Dieser Reiz blieb. Er überdauerte selbst den Bruch. Der Leser dieses Buches wird mit hineingezogen in seinen Bann, den geheimen Untergrund ahnend, der ihm die Tiefe gibt: Leiden am Leben.

Elisabeth Hahn.

Die Filmgilde St. Gallen, die nun schon zwei vorzügliche Aufführungen hinter sich hat, bedarf weiterhin der Förderung und Zustimmung des Publikums. Sowohl des bis dahin abseitsstehenden, wie auch des allgemeinen das wahllos sich von einem mehr oder weniger geglückten Stück zum andern treiben läßt. Nicht so ist's, daß nun die anderen Kinounternehmer nur Minderwertiges zu Tage fördern: gewiß nicht! Aber indem sie den Guten und dem Schlechten dienen, dienen sie im besten Falle keinem von beiden und nötigen das Publikum dazu, immer wieder von Neuem selber (und wie oft vergeblich!) auf die Suche nach wirklich guten, gehaltvollen Filmen zu gehen. Und darüber verliert es schließlich das Vertrauen, den Glauben an einen wirklichen Fortschritt auf diesem Gebiete. Und wer weiß: vielleicht bleibt der gute Film zusammen mit dem schlechten eines Tages im Sumpf stecken. Darum sei hiermit und immer wieder das liebe Publikum gebeten, die Bestrebungen der Filmgilde, die sich die Hebung und Förderung des guten Films zur Aufgabe gemacht hat, zu unterstützen. Durch seinen regen Besuch, durch Hinweis auf die Gilde und ihre wohlgeglückten Aufführungen. Möge jeder Besucher, dem an dieser Aufgabe gelegen ist, in diesem Sinne mitwirken und das in jeder Stadt, in welcher die Filmgilde amtet. Er dient damit seinen Mitbürgern, der Jugend, der Dichtung.

Regina Ullmann

kennt sie an der Marke: „Made in Tschecho-Slowakia“.“

Sodann richtet der „Frauenrat“ seine Aufmerksamkeit auf die bestmöglichste Lösung der Bevölkerungsfrage. Das Hin und Her von Tschechen, Deutschen, Juden, Polen und Slowenen in der heutigen Tschechoslowakei ist katastrophal. Zirka 70,000 Menschen wissen heute nicht, wo sie endlich eine bleibende Stätte finden. Die über Minoritäten und Emigration in München festgelegten Bestimmungen geben keine Lösung, alles bleibt der privaten Initiative überlassen, für diese der Heimat und ihrer Habe meist völlig beraubten Menschen zu sorgen. Der Nationale Rat tut, was in seinen Kräften steht, um den Unglücklichen zu helfen und hofft weiter auf die tatkräftige Mitarbeit der Frauen und Männer vieler Länder. H.

Dr. Dschamei Kin †

Eine chinesische Pionierin.

Sie war die eigentliche Bahnbrecherin für das Medizinstudium der Frau in ihrer Heimat. Was Elisabeth Blackwell für England, Aletta Jacobs für Holland, Marie Heim-Voegtlin für die Schweiz, war Dr. Dschamei Kin für China: die erste Aerztin, die erste Inhaberin des unter schweren Kämpfen errungenen Doktortitels. Aber nicht nur als Aerztin war sie hervorragend. Sie spielte eine führende Rolle auch als Schrittmacherin der Frauenbewegung Chinas, als hervorragende Sozialreformerin. Eine bescheidene, liebenswürdige, kluge Dame, eine typische Vertreterin ihrer Rasse, die nicht viel Wesens von ihrem Werk machte, das in unserer westlichen Kultur viel zu wenig bekannt ist.

Als junges Mädchen aus gutem Hause geht Dschamei Kin nach den Vereinigten Staaten, um dort Naturwissenschaften und Chemie zu studieren. Während dieses Studiums kommt sie zu der Einsicht, daß sie ihrer Heimat China weit besser dienen könne, wenn sie Aerztin würde. Sie sattelt um. Sie verlegt ihr Studium an die New Yorker Aerztinnenschule und lernt dort Heilkunde. Das hört sich unerhört einfach an heute. Damals gehörte jedoch Mut dazu, für eine Chinesin noch weit größerer Mut als für irgendeine andere Frau.

Sie arbeitete mit zäher Ausdauer und erhielt den Doktorhut. Als approbierte Aerztin praktizierte sie lange Zeit unter ihren chinesischen Landsleuten in New York. Es ist jetzt 40 Jahre her, daß die chinesische Regierung Dr. Dschamei Kin nach China berief und sie mit der Errichtung einer medizinisch-klinischen Frauenanstalt für Nordchina mit dem Sitz in Tientsin betraute. Diese Anstalt besteht aus einer Pflegerinnenschule, einer Aerztinnenschule, einem Krankenhaus nebst Apotheke und Ambulatorium.

Die Ausführung dieses Auftrages stieß auf große Schwierigkeiten, besonders weil die von der Regierung zur Verfügung gestellten Grundstücke nicht den Anforderungen entsprachen, die Dr. Kin stellte. Viele alte Gebäude standen darauf, die teils niedergerissen, teils umgebaut, teils durch neue ersetzt werden mußten. Dr. Kin durfte nicht zu radikal vorgehen. Das wichtigste war, die neuesten abendländischen Fortschritte in der Hygiene, in der chirurgischen Arbeit und Krankenbehandlung einzuführen. Sie durfte nicht daran denken, die modernen Ideen sofort auch auf die baulichen Einrichtungen, auf die Kost usw. anzuwenden, denn sie kannte die seit Jahrtausenden eingewurzelten Vorurteile und Gewohnheiten Chinas und wußte, daß eine unkluge Ueberstürzung auf Studentinnen und Patientinnen nur abschreckend wirken würde.

Es mangelte vor allem an geschultem Pflegerinnenpersonal, und sie wußte, daß ohne gutes Pflegerinnenpersonal auch die besten Aerztinnen hilflos sind. Sie legte daher das Hauptgewicht auf die Schulung von Krankenwärterinnen und Hebammen für Spitäler und Familien, mehr als auf die Ausbildung von Aerztinnen. Die letzteren wurden nach zwei- oder dreijähriger vorbereitender Unterweisung meistens nach England oder den Vereinigten Staaten zur Vollendung des medizinischen Studiums geschickt. Noch heute ist das oft der Fall, doch ist man schon so weit, daß bereits die meisten Aerztinnen an Ort und Stelle gänzlich ausgebildet werden. Und die Zahl der Studentinnen nimmt stetig zu.

Als Dr. Dschamei Kin im Sommer 1912 zu Studienzwecken England besuchte, hatte ich Gelegenheit, sie in London kennen zu lernen. Gleich aller Welt war ich entzückt von ihrer Lebhaftigkeit, von ihrem gesunden Humor und ihrer bedeutenden Rednergabe. Sie hielt damals in vorzüglichstem Englisch stark besuchte öffentliche Vorträge. Sie trug chinesische Gewänder in herrlichstem Seidenbrokat, die sie malerisch kleideten und die ihr gegenüber der damaligen europäischen Frauenkleidung viel größere Bewegungsfreiheit erlaubten.

Sie wurde 77 Jahre alt und interessierte sich bis zuletzt für alles, was den Fortschritt der Frauen und den Fortschritt Chinas betrifft. So hat sie unter anderm die gänzliche Unterdrückung des Opiumhandels in China sich zum Ziele gesetzt und schon 1912 bei der britischen Regierung persönlich tatkräftige Schritte unternommen. Ihr größter Erfolg jedoch ist die Hebung des Mädchenunterrichtes in China, wobei sie die einzig richtige Meinung vertritt, daß chinesische Mädchenschulen nicht nach europäischem oder amerikanischem Muster einzurichten sind. Der Geist der chinesischen Kultur unterscheidet sich himmelweit von dem der abendländischen, die Erziehung der Chinesin muß auf chinesischen Grundlagen stehen.

Wenn es heute zahllose gebildete Chinesinnen gibt, wenn die Frauenbewegung in China mit Riesenschritten vorwärtsgeht, wenn die Frauen des Ostens kraftvoll an der Beseitigung uralter innerer Mißbräuche und eingewurzelten Aberglaubens arbeiten, so gehört ein Hauptverdienst daran Dr. Dschamei Kin, der ersten chinesischen Aerztin. L. Katscher.

Glücksfälle und gute Taten

Eine Leserin schreibt uns:

„In einer kalten Nacht bemerkte kürzlich ein hiesiger Bauer von seinem Stall aus, daß verschiedene Flüchtlingsfrauen mit ihren Kindern von der deutschen Grenze herkamen. Er ging ihnen nach und als er sah, daß sie auf den Polizeiposten gingen, eilte er sofort zurück, kochte einige Liter Milch und brachte sie den armen Emigranten. Man kann sich denken, wie froh und dankbar diese armen Menschen waren. — Der Mann hatte wirklich das Herz am rechten Fleck, und es wäre nur zu wünschen, daß noch recht viele seinem Beispiel folgten.“ —

Von Kursen und Tagungen

Volkshochschulheim für Mädchen Casoja, Lenzerheide-See.

Aus dem Programm:

30. März bis 8. April. Ferienwoche für Fabrikarbeiterinnen.
24. April bis 16. September. Sommerkurs.
16.—22. Juli. Kunstwoche, geleitet von Carl Fischer, Bildhauer, Zürich.
21.—30. September. Ferienwoche für Fabrikarbeiterinnen.
Anfangs Oktober: Singwoche, geleitet von Alfred und Klara Stern, Zürich.

Nähere Auskunft durch die Leitung von Casoja.

12. Waadtländischer Kantonaler Frauentag

in Lausanne, Donnerstag, 16. Februar (Saal der XXII Kantone, Bahnhofbuffet).

Tagesthema: Die Vorbereitung der Frau für den Dienst am Vaterland. Vorträge von Marguerite Evard, Dr. ès lettres; Rosa Neuenschwander; M. Gilliard.

21 Damenschneiderinnen

haben vor kurzem die Meisterinnenprüfung abgelegt.

In langjähriger stiller Arbeit hat der Schweiz. Frauengewerbeverband in Verbindung mit dem Bundesamt für Industrie, Gewerbe und Arbeit das berufliche Bildungswesen in den frauengewerblichen Berufen gefördert. Die Durchführung der im Bundesgesetz über die berufliche Ausbildung verankerten Meisterprüfungen wurde denn auch, was den Beruf der Damenschneiderin anbetrifft, diesem Verband als der hiefür einzig maßgebenden Fachorganisation übertragen.

Die Absolventinnen der Meisterinnenprüfung im Damenschneiderinnenberuf genießen den Vorteil der Bestimmung des Art. 4 des Bundesgesetzes über die berufliche Ausbildung inbezug auf die Lehrtöchterausbildung. Sie sind ferner berechtigt, sich als „diplomierte Damenschneiderin“ zu bezeichnen und diesen Titel öffentlich zu führen. Keiner andern Prüfung kommt sonst dieser Vorzug zu.

Versammlungs-Anzeiger

Zürich: Lyceumklub, Rämistraße 26, 13. Febr., abends 8 Uhr: Literarische Sektion: Rezitation von Marga Muff-Stenz: Heinrich Federer, Annette von Droste-Hülshoff, Maria Waser. Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 1.50.

Zürich: Hausfrauenverein. 15. und 16. Februar, je 15 Uhr: Kochvorführung in der Demonstrationsküche des E. W. Z., Oetenbachstraße 24, 1. St.: Verwendung von Restenfleisch.

Bern: Schweiz. Bund abstinenter Frauen, Sektion Bern. Dienstag, 14. Februar, 20 Uhr, im „Daheim“, Zeughausgasse 31: Vortrag von Dr. med. M. Oettli, Schweiz. Zentralstelle zur Bekämpfung des Alkoholismus, Lausanne: „Die Industrialisierung des Lebensgenusses“.

Redaktion.
Allgemeiner Teil: Emmi Bloch, Zürich 5, Limmatstraße 25, Telephon 32.203.
Feuilleton: Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstraße 142. Telephon 22.608.
Wochenchronik: Helene David, St. Gallen, Tellstr. 19.

BLUMEN-KRÄMER
BAHNHOFSTRASSE 38, ZÜRICH
TELEPHON 34686
TELEGRAMM-ADR.: BLUMENKRÄMER
Blumen-Arrangements für Freud und Leid in künstlerischer Ausführung

Zirkulan
Krampfadern
das weitverbreitete Leiden, behandeln Sie mit Zirkulan wirksam. Bei geringstem Anzeichen, ja schon beim bloßen Vorhandensein einer Disposition, einer ererbten Anlage, sollte Zirkulan genommen werden.
Erfolg reiches Mittel, es wirkt unmittelbar auf die Ursache der Krampfaderbildung ein, verhütet ihre Entstehung und Entwicklung. Vorbeugen ist leichter als heilen.
Fr. 4.75 die Originalpackung. Neue, verbilligte Kurflasche Fr. 19.75 (Vorteil Fr. 4.—).
Lindenhof-Apotheke, Rennweg 46
Dr. M. ANTONIOLI, Telephon 7 50 77, Zürich 1
Gratis Interessante Broschüre F 1

Meyer-Buck
Zürich, Schifflände-Kirchgasse
Porzellan Kristall Keramik
Reichhaltige Auswahl in allen Preislagen

Arbeitsstelle für Gebrechliche
Badenerstr. 79 ZÜRICH 4
Tel. 3 32 42
Handgestrickte Strümpfe, Socken, Pullovers, Kindersachen. Solide Wäsche und Schürzen. Geschenkartikel
Wer bei uns kauft, hilft Alten und Gebrechlichen zu einem Verdienst. Bitte denken Sie an uns.

Lüthi Coiffeur Zürich 4
Badenerstraße 89, vis-à-vis Bezirksgebäude
Bekannt für feinen Service Telephon 51141
Dauerwellen Fr. 10.-
Für dieses Inserat vergütte ich 10%

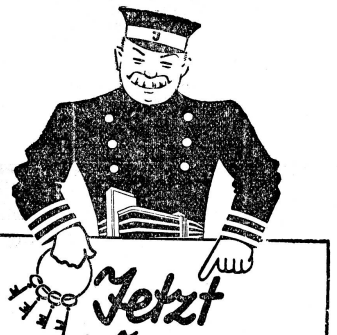
In prächtiger und gesunder Gegend gelegene, gut eingerichtete **Haushaltungsschule** 3140
leitet junge Mädchen zu selbständiger Führung des Hauswesens an. Unterricht und Umgangssprache französisch. Sprachen, Sport, Musik. Prospekte und Auskunft durch die Leiterin Mme. Anderfuhren
Ecole nouvelle ménagère, Jongny sur Vevey

Der Schweizerische Wochen- und Säuglingspflegerinnen-Bund
empfiehlt allen Müttern und solchen, die es werden, seine gut ausgebildeten Pflegerinnen. Folgende Stellenvermittlungen erteilen gerne Auskunft:
Stellenvermittlung des Verbandes Aarau: Rohrerstraße 24, Tel. 881
Stellenvermittlung des Verbandes Basel: Weiherweg 54, Tel. 23.017
Stellenvermittlung des Verbandes Bern: Bahnhofplatz 7, Tel. 33.136
Stellenvermittlung des Verbandes St. Gallen Blumenaustr. 38, Tel. 23.340
Stellenvermittlung des Verbandes Zürich: Asylstraße 90, Tel. 24.080
P 2846 G

Haushaltungsschule Sternacker St. Gallen
des Schweiz. Gemeinnützigen Frauenvereins
Ausbildungskurs für Köchinnen.
Dauer 1 Jahr. Beginn: Ende April. Kursgeld 500 Fr., zahlbar in 3 Raten.
Halbjahres-Haushaltungskurs.
Beginn: Ende April. Kursgeld 350 Fr., zahlbar in 2 Raten. Gründlicher Unterricht in allen hausw. Fächern und Gartenbau. Stipendiengesuche für beide Kurse müssen bis spätestens 15. März eingereicht werden. Prospekte und Auskunft durch die Vorsteherin, Sternackerstraße 7. P 7007 G

Jede Woche einmal in die Gipfelstube
MARKTGASSE 18 ZÜRICH 1

Das Horoskop
für wissenschaftliche Arbeiten **habe ich Spezial-Fragebogen.**
Das Sonnenstands-Horoskop
mit detailliert., monatlichen Prognosen und Blick bis 1950. Fr. 3.—. **(Geburtsdatum angeben.)**
Dein Erfolg
enthält über 300 Schlagwörter und gibt Auskunft über alle täglich. Fragen sowie Lotterienummern, Glückstage, **Lotterieregeln usw. Kein Rechnen nötig. Fr. 1.20.**
E. Peyer, Astrologe, Magnolienstr. 5, Zürich 8, Tel. 24078



Jetzt in Zürich die bekannten JELMOLI Qualitäten zu AUSVERKAUFS Preisen
Amtlich bew. Ausnahme-Verkauf vom 16. Jan. bis 14. Febr. 1939

MANZ Konfitüren sehr fein
Die seit 50 Jahren anerkannte Qualität unseres Hauses. Sorgfältigste Zubereitung unter Verwendung nur erstklass. Früchte.
Im Offenverkauf:

	per ½ kg
Vierfrucht	–.45
Zwetschgen	–.50
Reineclauden	–.50
Johannisbeeren	–.75
Brombeeren	–.75
Heidelbeeren	–.70
Kirschen	–.85
Erdbeeren	–.75
Aprikosen	–.75
Himbeeren	–.85
Orangen	–.75
Weichselkirschen	–.90
Preißelbeeren	–.90
Hagenbutten	–.90
Apfelgelee	–.50
Frühstücksgelee	–.70
Brombeergelee	–.85
Johannisbeergelee	–.85
Holdergelee	–.75
Himbeergelee	–.85
Melasse	–.45
Kunsthonig	–.70
Wachholderlatwerge	–.95
Bienenhonig, echt	2.30

8% Rückvergütung
Lieferung frko. ins Haus. Prompter Versand nach auswärts. 505
Manz & Co.
Zürich, Zähringerstr. 24
Telephon 21758
Bei größeren Bezügen verlangen Sie Spezial-Offerte.

Der **Verein für Mäßigkeit und Volkswohl** in Basel sucht für eines seiner **Alkoholfreien Restaurants** eine P 2523 Q
tüchtige Verwalterin
zu baldigem Eintritt. Offerten sind zu richten an den Präsidenten des Vereins, 123 Claragraben, Basel.

Wir drucken
sämtliche Druck-Arbeiten für Private, Handel, Industrie, sowie Gewerbe.
Buchdruckerei Winterthur AG

Gesucht als
Leiterin
f. protestantisches Frauen- und Töchtererholungsheim im Tessin. Initiative Persönlichkeit. Offert. unt. Chiffre M 30729 Lz an die Publicitas Luzern.

Küchengeräte
sind überall sehr wichtig wo man eine gediegene Küche pflegt. Schaffen Sie sich daher immer nur das Beste und Zweckmäßigste vom altbewährten Spezialhause an.
SCHWABENLAND & CIE AG
St. Peterstrasse 17 Zürich